

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 7

Artikel: Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

Er entwickelte sich zum Staunen seiner Bekannten zu einem recht häuslichen Mann. Dies behagliche Leben gefiel ihm. Angebetet zu werden, ist jedes Mannes heimlicher Wunsch, und sein Bedürfnis, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht. Pünktlich sein Essen zu bekommen ohne vorher umherlaufen zu müssen, um zur Krippe zu gelangen, zärtlich, überzärtlich behandelt zu werden, das beruhigt und wiegt ein.

Ohne Sorgen, etwa um der Eifersucht willen — ach Gott, Eifersucht — schlafen zu können, dafür und für manches andere war Ruscht Nini Möller dankbar. Er hätte einzig gewünscht, dass sie etwas mehr Nini und etwas weniger Möller gewesen wäre.

Ruscht wurde langsam eine stadtbekanntere Persönlichkeit. Er stieg. Er hatte Freunde. Nicht warme, aufopfernde Freunde, das nicht. Da war Mephisto zu sehr im Wege. Aber Freunde, die ihn gern aufsuchten, sich in seinem Glanze wiegten, sich hinter seinem Geist verschanzten, ihn bewunderten und umschmeichelten.

Es waren einzelne unter ihnen, die vielleicht herausfühlten, dass es leicht einmal dazu kommen könnte, dass eine Hand die andere zu waschen in die Lage käme.

Er war überall zu Hause und geschickt, wenn es galt, die Meinung des andern zu unterstreichen oder zu bekämpfen. Er war ein ständiger, täglicher Gast in jenen Kaffeehäusern geworden, die von seinen Bekannten aufgesucht wurden. Von den wertvollen und angenehmen Freunden ist die Rede, denn die andern fand er in Pinten und kleinen Restaurants.

Auch in den Redaktionen war er daheim. Steigend wurden seine Beiträge bewundert.

Seine geistreichen, oft satirischen, oft blumigen, poetischen, aber auch strengen, verdammen Urteile wurden nachgebetet und flatterten schon in der Stunde ihres Erscheinens durch die Stadt. Da war niemand, der sich gerne dazu bekannt hätte, sie nicht gelesen zu haben.

Ruscht wurde eines Tages durch einen länglichen, blauen Brief — einen Brief von besonderer Form —, dem man es ansah, dass er Unerwartetes zu sagen habe, überrascht. Er betrachtete ihn lange.

Ein Schicksalsbrief, dachte er. Er legte ihn hin, ungeöffnet. Der Kanarienvogel sang. Ruscht deckte ihn zu. Dann holte er sich eine Zigarette und rauchte sie zu Ende.

Als sie verglimmt war, nahm er den Brief wieder auf. «Kunsthauddirektion», las er. Was sie wohl von mir wollen? fragte er sich. Endlich öffnete er den Brief, und als streife ihn ein unerwartet einfälliger Lichtstrahl, erhellte sich sein Gesicht.

«... zu einer für uns wichtigen und, so hoffen wir, auch für Sie erfreulichen Unterredung. Wir ersuchen Sie daher, sich morgen zwischen elf und zwölf Uhr bei uns einfinden zu wollen.»

Othmar sprang auf, riss die Fensterflügel auseinander, als wolle er sie zerreißen, las den Brief noch einmal, stellte sich darauf vor den Spiegel und zeigte mit dem Zeigefinger auf seine Brust, als sei er sich selbst fremd und sehe sich zum ersten Male.

«Erreicht», sagte er laut. «Erreicht! Nun halte ich das Leben», frohlockte er. «Nun halte ich das Glück, und, so wahr ich lebe,

ich werde es nicht wieder fahren lassen.» Er ging ans Fenster, er liess sich von der Sonne bescheinen. «Schweiss genug hat es mich gekostet dahin zu gelangen, wo ich stehe. Es kann nicht anders sein, als dass es sich um die Stellung des Kustos handelt. Der bisherige ist nicht mehr viel wert, wahrscheinlich dankt er ab. Ich habe kürzlich darüber sprechen gehört. Bis heute hielt ihn Familiengunst und sein alter Name.»

«Erreicht, erreicht!» Ruscht nahm seinen Hut und stürmte fort. Die ganze Bahnhofstrasse lief er hinunter bis zum See, mietete dort ein Boot und ruderte darauf los.

Der Föhn fuhr unwirsch daher, und das Wasser war sehr unruhig, grünlich, gelblich, mit kurzen Wellen, die mit weissem Schaum gerandet waren. Er liess das Schiffelein tanzen. Nachdem er sich zwischen den tausend Wellen und Wellchen ausgetobt hatte, war er ruhig geworden.

Wieder zu Hause, erzählte er seiner Frau, dass er sich von einem eben erhaltenen Briefe Gutes erhoffe. Sie antwortete beglückt, dass sie sich sehr freue und ebenfalls hoffe, dass ihr Othmar zu der ihm gebührenden Ehre gelangen werde. Sie strahlte.

Ein gutes Geschöpf, dachte Ruscht. Was will ich mehr? Aber mit diesem Gedanken zugleich zuckte er auf, und ein plötzlicher Schmerz und Herzklopfen zeigten ihm deutlich, dass er einst mehr gewollt hatte. Es tut nicht gut zu verzichten und mit weniger vorlieb zu nehmen, wenn man nicht verzichten kann. Er fühlte es. Besser Schmerz zu erleiden. Aber er kam nicht los von den aufsteigenden Erinnerungen.

Beatrix schicke ich zuallererst die Zeitung, in der meine Berufung stehen wird, dachte er. Und schon stand die gedruckte, heiss ersehnte Mitteilung deutlich vor seinem geistigen Auge.

Er sah sich selbst mit einem roten Stift einen Strich neben die Mitteilung machen, dass er Kustos des Kunsthause geworden sei. Da siehst du, sollte der rote Strich bedeuten, da siehst du! Weisst du nun, Beatrix, wen du zu lieben dich geweigert hast?

Alles kam so, wie er es sich ausgedacht und gehofft hatte. Die Unterredung mit dem freundlichen und weitherzigen Präsidenten der Kunstgesellschaft entwickelte sich schmeichelhaft für ihn. Der Vorschlag, den man ihm machte, war ehrend, die Stellung angenehm und frei, die Arbeit seinem Ermessen anheimgestellt.

Er würde, gelobte er sich, durch Verkauf der ausgestellten Gemälde, durch Förderung der Abonnentenzahl und durch sein verständnisvolles Urteil sein Ansehen mehren und einen ihm erwünschten Verkehr mit Künstlern erreichen.

Seit vielen Jahren zum ersten Male, schien ihm, als strahle der Himmel blau und freundlich über ihm, dem vielfach Schuldigen, dem nach Ehre strebenden, und in Wahrheit damit so kärglich Bedachten.

Nun wollte er dastehen als ein Ehrenmann. Aufrecht, gerade, Mittelpunkt eines künstlerischen Kreises, der ihm der edelste schien, und den er sich verpflichten konnte und wollte.

Othmar Ruscht war glücklich.

Ruschts häusliches Leben war den gewöhnlichen Weg gegangen. Es waren Kinder gekommen und Frau Nini hatte sie betreut. Ganz gut, recht treu. Nicht nach übermässig klar erfassten hygienischen Grundsätzen. Nicht übermässig sauber waren die kleinen Kleidungsstücke, nicht übermässig klug behandelte sie Leibscherzen und Husten, noch entwickelte sie sich als Erziehungskünstlerin. Das konnte man auch nicht von ihr erwarten. Den Gesang hatte sie ganz aufgegeben. Würden Zeugnisse für häusliche Begabung erteilt, hätte sie aber doch ein drei bis vier erwischt. Zu einem Sechs brächte sie es in ihren besten Zeiten nicht.

Sie verstand aber sehr gut zu kochen und streute damit ihrem Gatten Sand in die Augen, so dass er annahm, alles andere werde ebenso perfekt gemacht. Uebrigens hatte er gar keine Augen für alle diese kleinen, ihn nicht interessierenden, äusserlichen Dinge. Dazu war ja Nini da.

Von der Nini, wie sie einst gewesen und ihrem Othmar damals erträglich erschienen, war nicht mehr viel übrig.

Ihre Schlankheit war dahingeschwunden; es blieb ihr Gegenteil.

An seinen beiden Jungens hatte Ruscht grosse Freude. Er war ein ausgezeichneter Vater, wie er ein vorzüglicher Lehrer gewesen war. Höheres kannten die zwei Bengel nicht als ihren Vater. Er verbot nicht so viele Dinge wie die Mutter, die ihnen weder Treppen herunterrutschen, noch Wände beschmieren, und auch nicht Naschen durchgehen liess. Befand sich Othmar allein mit seiner Frau, so nannte er das viele Schelten überflüssig, und alles, weshalb sie getadelt wurden, dummes Zeug. Vor den Kindern stand er zu seiner Frau.

Zum Glück fiel ein ausgezeichnete Anlass zum Schelten weg: Nini war nicht ordentlicher als ihre beiden Söhne, ihr fiel nichts auf.

Vater Ruscht war keiner, der gleich Prügel zur Hand hatte. Er wusste längst, dass sie keine Kirchenlichter werden würden. Es erschütterte ihn nicht. Möglicherweise erbten sie Ninis Bravheit und würden daher durch das Leben kommen ohne besondere Fähigkeiten. Millionäre würden sowieso nicht aus ihnen.



Anneli im Kindergarten

Er war froh, wenn sie nicht ihm nachschlugen, womit nicht das Erraffen von Millionen gemeint war.

Der älteste hatte zudem einen natürlichen und verlässlichen Schutz: Frau Susanna Dubois war seine Patin. Sie würde weder ihn noch seinen Bruder je fallen lassen, das hatte sie versprochen. Der Junge hiess Roland und Beat, der Glückliche, Beatrix, seiner einzigen Liebe zu Ehren; es war Ruschts Wille gewesen.

Es war noch nicht lange her, dass er sie wieder gesehen, gesprochen und sie mit ihrem Mann, dem Doktor Robert Seiler, als seinen Gast hatte begrüssen dürfen.

Der Tag vor diesem gebenedeiten Sonntag war voll Aufregung und zitternder Erwartung gewesen. Othmar hatte selbst mitgeholfen, die Wohnung von Schmutz und Staub zu säubern. Was er sonst nie gesehen, sah er heute. Was ihm gleichgültig gewesen, wurde wichtig. Er putzte Scheiben, er klopfte Teppiche, er bohnte die Dielen. Er lief zum Konditor, um Ausgezeichnetes kommen zu

lassen und bestellte Blumen. Er sah plötzlich, dass Nini Flecken auf ihrem Kleide hatte. Er kaufte ein goldgelbes Kissen für die Sofaecke in seinem Zimmer, das Beatrix aufnehmen würde. Er schlug den Deckel des Flügels auf und prüfte den Ton, denn er wollte, dass Nini sänge. Er musste doch zeigen, dass er — nun, dass seine Frau ... also, dass sie auch etwas könne, etwas war, und dass sie, was sie konnte, gut erlernt hatte.

«Dass du aber auch nie mehr singst, Möllerin», schrie er plötzlich zwischen allen seinen Hantierungen. «Geübt hast du schon lange nicht mehr. Wie willst du denn morgen bestehen?»

«Bestehen? Wieso? Wegen dem Besuch?»
 «Ja, wegen dem Besuch. Denkst du, es sei einer, wie ... wie wenn Frau Hösslin kommt? Natürlich sollst du singen und gut singen. Ich will doch Staat mit dir machen!»

«Ist mir neu! Uebrigens kann ich heute abend üben. Was soll ich singen? Aus dem Freischütz?»

«Ach, Freischütz. Sing du den Linden-

baum, da braucht es von deiner Seite keinen seelischen Beitrag, der ist schon da. Und sing: Fremd bin ich eingezogen ... nein, sing die Forelle. Ja, die Forelle. Und dann noch ein drittes Lied, je nachdem Frau Seiler — er machte eine lange Pause — Wünsche hat. Aber sing dann nicht ewig weiter wie eine aufgezogene Zwirbel. Die Gäste sind viel zu wohlgezogen, als dass sie nur mit der Wimper zucken würden und langweilten sie sich zu Tode.»

«Na, höre», sagte Nini gekränkt.

«Und das Ruck, ruck, ruck lässtest du beiseite; wir sind hier keine Tauben.»

Und nun lief er davon und räumte seine Bücher auf, dass sie wie Soldaten in einer Reihe standen.

Als die Klingel schrillte, Sonntags nach zwölf, blieb Othmar Ruscht beinahe das Herz stehen. Er nahm sich zusammen und empfing seine Gäste, liess sich Doktor Seiler vorstellen, hielt Beatrix' Hand in der seinen, präsentierte seine Frau, führte die Gäste in die mit Blumen geschmückte Studierstube — Nini machte nicht Anspruch auf ein eigenes Zimmer — und das übliche Fragen und Antworten begann. Die ewig lebendigen Fragen: Wissen Sie noch? Erinnern Sie sich? Und das Hersagen der Grüsse, die Bé vom Vater, der Mutter und den Brüdern aufgetragen worden waren.

Sie sprach und lachte und war fröhlich und sah reizend und gesund aus, und ihr Robert glich einem Manne, der einen Schatz ausgegraben hat und nun auch andere damit erfreuen will. So ein wenig Stolz merkte man ihm an.

Othmar Ruscht hörte zu. Er sagte nicht viel. Wozu reden? Sie sass an seinem Tisch, sie lachte mit ihm und fragte, wie es ihm gehe und freute sich, als er sagte, es gehe ihm gut. Sie fragte auch nach den Buben, aber die hatte Othmar zu Bekannten geschickt. Nini hätte sie gern vorgezeigt, aber er hatte kurzen Prozess gemacht. Warum? Glichen sie vielleicht zu viel ihm, zu viel Mutter Möller? Kurz, sie waren fort.

Das Essen war gut. Dagegen war nichts zu sagen. Nini ging mit heissen Wangen hinaus und kam herein und trug in rötlichen Händen Braten und Gemüse, Suppe und Nachtisch. Die getüpfelte Schürze hatte ihr Ruscht weggenommen.

Beim schwarzen Kaffee sprach er ausschliesslich mit Doktor Seiler. Rasch und viel, und kam auf seine Lieblingsthemata zu sprechen. Bewunderte dabei blutenden Herzens die männliche Schönheit des jungen Menschen, eine Schönheit, die dieser Robert Seiler Geist und Zufriedenheit verdankte.

Er hat gut zufrieden sein, dachte Othmar. Herrgott, was wäre aus mir geworden, hätte Beatrix mich nicht verworfen.

Er wagte keinen Blick zu Nini hinüber. Sie sass da und erzählte von den artigen, kleinen Künstlern ihrer Kinder und betonte, was Kinder doch für Mühe machten. Und dass man eben, bis man stürbe, mit ihnen Arbeit und Not habe und oft nicht einmal Dankbarkeit erntete, dass man aber doch keines missen möchte. Bé schüttelte einverstanden den Kopf.

Das war ja eine ganz gute Frau, diese Nini, so wie sie Othmar Ruscht brauchte, sagte sie sich. Sie sorgt für ihn — es war freundlich von Bé, dass sie den Staub oben auf dem Bücherbrett nicht ostentativ betrachtete, und die Flecken an den Tapeten,

und das Loch im Tischtuch gerade da, wo sie gesessen, in Gedanken überhupfte.

Der Augenblick kam, wo man Halt machen musste. Die starken Fäden der Vergangenheit begannen sich mit denen der Gegenwart zu verweben. Ruscht wurde still, ein leises Zittern überkam ihn, Beatrix fühlte das, und ihr wurde unbehaglich. Seiler als Sieger wollte die Situation nicht ausnützen, und Nini Möller dachte daran, dass sie den ganzen Nachmittag mit Aufwaschen zu tun haben würde. Zugleich war sie doch nicht ganz ohne Feingefühl, und der Gedanke, der Einfall, — Othmar hatte ihr nie von Bé gesprochen — er könnte dies Mädchen geliebt haben, wuchs in ihr und beklemmte sie. Sie war sich bewusst, dass, wenn sie in den Spiegel schaute, sie ihn besser umdrehen würde, und diese junge Frau machte ihr durch ihren Reiz den Gegensatz doch zu deutlich fühlbar. Nini wurde still.

Man erhob sich, man nahm Abschied, man dankte, man versprach sich wieder zu sehen; im geheimen schwor man sich zu, dass das nie mehr geschehen sollte, jedes aus einem andern Grunde. Zu deutlich hatten die Gesichter der vier Menschen das, was sie fühlten, verraten.

Nie mehr, sagte sich Ruscht, ich halte das nicht aus.

Nie mehr, dachte Bé. Es ist peinigend. Der Othmar sah zuletzt aus wie eine Leiche.

Nie mehr, nahm sich Doktor Seiler vor. Der Mann liebt ja Beatrix! — Es passt mir nicht, ihn sie so anstarren zu sehen.

Nini Möller aber erlaubte sich ein ganzes Selbstgespräch: Nie mehr soll sie herkommen, diese Person, der Othmar hat ja diese Frau Seiler einmal geliebt, das merkt man doch! Und wer weiss, vielleicht hat auch sie ihn geliebt, einen so gescheitern Mann, wie er einer ist. Schliesslich aber fügte sie sich in das Unvermeidliche eines solchen Gedankenganges: Wenn er auch sie geliebt hat, *gehéiratet* hat er *mich!* Und daran ist nicht zu rütteln. Damit hatte sie die innere, kleine Unbehaglichkeit überwunden, die glückliche Nini.

Es war gut für Othmar Ruscht, dass die Gäste nicht länger geblieben waren. Ihm war gewesen, als blühten Blumen auf, als öffneten sich verschlossene Knospen, als dufte es von Rosen um ihn, lockend und verheissend.

Aber als Beatrix und ihr Liebster fort waren, blieb es dunkel und öde in des Verlassenen Zimmer. Er starrte das Ruhebett an, auf dem Bé gesessen und mühte sich, das Bild festzuhalten und zum Bleiben zu zwingen. Es war aber, einem Morgennebel gleich, verschwunden, und die Ecke blieb leer. Nur das goldgelbe Kissen war geblieben.

Aber trotzdem war er glücklich, Beatrix wiedergesehen zu haben. Es half ihm, es weckte ihn, es peitschte seine Gedanken an das vornehme Denken jenes Hauses auf, in dem er ein besserer Mensch geworden war und sich als ein besserer Mensch gefühlt hatte.

Wie war er gesunken: Zu Nini Möller, zum Kaffeehaus, zu geringen Freundschaften, zum drohenden Ruin seiner Seele. Er seufzte.

Drei Jahre waren vergangen. Der erste Tag des zwanzigsten Jahrhunderts traf Othmar Ruscht als einen angesehenen Mann in guten Verhältnissen. Er hatte es verstanden, sich mit der Zeit nicht nur beliebt, sondern auch unentbehrlich zu machen. Der Präsident des Kunsthauses, der Kunstverein, die Künst-

ler und das Publikum waren eines Sinnes, was ihren Kustos betraf.

Die Abonnenten des Kunsthauses hatten sich verdoppelt, die Besucherzahl sich verdreifacht, und die Anzahl der Bilder, die verkauft worden waren, übertraf die Verkäufe der letzten Jahre in ganz erstaunlicher Weise. Der Besuch der Ausstellungen war ausserordentlich, denn Ruscht gelang es, sie zu Ereignissen zu gestalten, indem er die in aller Welt zerstreuten Bilder grosser Künstler in der Stadt am See zu einen verstand.

Auch der Kreis um das Stadttheater schloss sich dichter um Ruscht. Man munkelte, dass er über kurz oder lang zum Direktor gewählt werden würde. Damit wäre sein grösster, von ihm als Utopie gewerteter Lebenswunsch erfüllt worden, denn über der Malerei stand ihm die Schauspielkunst, über dem Kunsthaus das Theater. Je länger er mit Schauspielern und der Bühne durch seine berühmten Essais zu tun hatte, um so unentbehrlicher wurde ihm die Theaterluft.

Als der echte Hans Dudeldée im Märchen stiegen seine Wünsche, wenn sie erfüllt worden waren. Er widmete daher sehr viel von seiner Zeit dem Theater und den Künstlern. Oft war er bei den Proben anwesend, und sicher fand man ihn jeden Abend auf dem Balkon, in der Ecke links.

Er nahm sich mancherlei Freiheiten heraus, auf seine Unentbehrlichkeit bauend. So dehnte er die Zeit, die er täglich im Kaffeehaus verbrachte, über Gebühr aus und hielt das für keinen Schaden.

Vielleicht war es noch keiner, oder er war noch nicht fühlbar, im Grund war es aber eine Frage des Gewissens, sozusagen eine Ehrensache, wenn auch nur eine kleine, gebotene Zeiten innezuhalten. Mancher liess sich von ihr leiten. Ruscht nicht.

Er lächelte ob solcher Kleinlichkeit, über die sich ja wirklich noch streiten liess. Es zeigte sich aber doch ein Nachteil. Ruscht gewöhnte sich langsam und gemächlich mehr und mehr an die Stunden im Kaffeehaus. Er anerzog sich eine beträchtliche, behagliche Faulheit, die weit über das Erlaubte hinausging. Aeusserlich schien dabei alles richtig.

Er bestellte Käufer und Kunstfreunde in das Restaurant Benjamin, bot feinste Zigaretten an, feurigste Liköre und türkischen Kaffee, und wusste seine Besucher, wie es ja seine Pflicht war, unmerklich, unhörbar einzuspinnen, so dass sie begeistert von ihm und der hohen Meinung, die er von ihnen hatte, bald mit ihm ins Kunsthaus pilgerten. und als Besitzer von irgendeinem guten Albert Welti, einem Böcklin, einem Lenbach, einem Paul Barth oder gar Hodler nach Hause führen.

Was also war den wohl verwerteten Kaffeehausstunden vorzuwerfen? Nichts.

Immerhin wurden doch schon Fragen an den Präsidenten des Kunstvereins gestellt. Man wollte wissen, warum man den Kustos oft vor vier Uhr nicht im Kunsthaus treffe? Man fand sein Verweilen im Kaffeehaus unpassend. Man ärgerte sich darüber. Der gute und Ruscht freundlich gesinnte Präsident fand immer wieder neue und gute Gründe der Entschuldigung. Ein Kommis sei Othmar Ruscht nicht, deutete er an. Es müsse ihm eine gewisse Freiheit zugestanden werden. Eine gehörige Ruhepause sei dem Mann nach Tisch zu gönnen, er verdiene sie.

Aber in behutsamer Weise suchte er Ruscht doch beizubringen, dass eben Käufer immer zuerst danach fragten, ob der Kustos da sei und nicht gerne zweimal einen Weg machten, der ihnen wohl zu einer Freude, einem leicht verflatternden Wunsch verhelfen würde, dem Kunstverein aber zu einem guten Geschäft. In dem Falle seien die Leute leicht empfindlich. Mancher komme, ärgerlich geworden, kein zweites Mal.

Ruscht lächelte. Er war zu sicher, festen Boden unter den Füssen zu haben. Er wusste, dass der Schaden eines Kustoswechsels für das Kunsthaus ein sehr grosser sein würde.

Kurze Zeit ging er mit seinen Kunst- und Kaffeehaussitzungen behutsam um, stand ostentativ zur gebotenen Zeit auf und verabschiedete sich ziemlich lärmend.

Er brachte dem Präsidenten wenige Tage nach ihrem Gespräch die Tatsache zweier bedeutender Abschlüsse, ein herrliches Bild Hodlers und eine Plastik des jungen Hallers betreffend. Sehr zufrieden und wohlwollend dem geschickten Kustos auf die Schulter klopfend, tranken sie ihren schwarzen Kaffee gemeinsam, und der Präsident achtete darauf, Ruscht auf listige Weise lange über die Stunde des Arbeitsbeginnes bei einer sehr guten Zigarre festzuhalten.

Freundschaftlich trennten sie sich, und der Präsident schloss ihr Gespräch mit der Aufforderung an seinen Kustos, etwaige Wünsche ihm sorglos mitzuteilen. Er würde sie, wenn es irgend angehen sollte, zu erfüllen suchen. Othmar Ruscht schmunzelte.

Wünsche? Jawohl, er hatte Wünsche. Er hatte vor allem einen Wunsch, einen grossen und längst gehegten: Er wollte bauen. Er begehrte ein eigenes Haus.

Ein Haus am See, nicht allzuweit von der Stadt entfernt, leicht erreichbar. Es sollte vollendet schön werden, und doch im Kreise seiner Mittel (Mittel war aber nur ein Wort, gespart hatte er nichts). Behaglich sollte das Haus werden und doch nicht zu gross. Auf alle Fälle nicht herkömmlich, nicht wie die andern, nicht nach berühmten Mustern, sondern geschmackvoll, eigenartig, kurz, eben ein Haus, wie es sich ein Mann, der viel mit Künstlern verkehrt und selbst in Dingen des Geschmackes sehr empfindlich ist, träumt.

Wachend träumte er von seinem Haus. schlafend baute er es. Um die unbändige Hoffnung, Freude und Gewissheit irrlichterten nachts aber immer wieder unerwünschte Gedanken. Es zuckte auf, da einer, es jagte ihn spielend ein zweiter durch Dornen- und Dickicht, es liess ihn ein anderer keuchen und seufzen. Das Geld! Wie finde ich das Geld? Wo nehme ich das Geld her?

Wachend beantwortete er die Frage leichten Herzens. Tausende bauten so, wie er zu bauen gedachte. Tausende fanden die nötigen Summen, und unzähligen wurde geborgt. Warum sollte ihm, dem angesehenen Manne, nicht geborgt werden?

Hypothesen? Wozu waren die Banken da? Wie sollte es möglich sein, dass man allein ihm keine anvertrauen würde? Dass man ihm gegen gute Zinsen die nötige Summe nicht vorstrecken würde? Er schallt sich einen Narren. Er besprach sich mit seinen Freunden. Er erkundigte sich bei Sachverständigen. Ueberall hiess es: Selbstverständlich! Selbstverständlich! Sie finden die Gelder. Warum nicht, ein Mann wie Sie?

(Fortsetzung folgt)